



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Maestro.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Maestro.

Das prächtige Dampfschiff „der Ercolano“ lag im Hafen von Neapel zur Abfahrt bereit. Die Glocke war schon zum zweiten Male gezogen worden, und immer mehr füllte sich das breite Verdeck, welches die Masse kaum noch zu fassen vermochte; bei der großen Hitze eine wenig erfreuliche Aussicht. — Bald beruhigte uns indes ein Blick auf den ansehnlichen Kreis der uns das Abschiedsgeleit gebenden Landsleute, welcher uns hoffen ließ, daß noch viele in ähnlicher Absicht zugegen sein möchten. — Der bewegliche Italiener ist bei solchen Gelegenheiten besonders auf den Beinen. Sich im Wirthshaus, beim Glase Wein zu treffen, um Abschied zu nehmen, ist ihm unbekannt. Wo können wir uns morgen sprechen? — Im Theater heißt es, auf der Promenade, höchstens im Café, und auf ähnliche Weise wird das Dampfschiff ein Ort des allgemeinen rendez-vous. Sie sprudeln überall, zu jeder Zeit, auch ohne Wein- und Speise-Karte. — Wir sahen voll Wehmuth hinüber nach der im Osten dämmernden Küste von Sorrent. Warum denn verließen wir die Villa mit der Veranda von Weinlaub und blühendem Oleander? Warum den Drangenhain, durch dessen Stämme der selig ruhige, blaue Meeresspiegel erglänzte? — Ach man kann noch so sehr Kosmopolit sein, man fährt nicht aus der Haut, in der man geboren ist. Die geschichtliche Aufgabe eines Volkes ist jedes Einzelnen Bedürfnis, mag der Theil, den er daran nimmt, noch so unmerkbar, ja unbewußt sein. Erst wenn die Entwicklung der Menschheit so weit vorangeschritten sein wird, daß sie der Abtrennung ihrer Phasen in einzelne Völkerschaften nicht mehr bedarf, kann man überall derselbe Mensch sein. —

In dem Gedränge ließen sich bald außer der unfrigen noch zwei Hauptgruppen unterscheiden. — Die eine bestand aus sehr eleganten, zum Theil sehr schönen Damen, und ebenso eleganten Herren. —

Sie gehörten, wie wir von einem deutschen, in Neapel ansässigen Musiker erfuhren, zu den vornehmsten Familien, und gaben einer Marchesa, die mit ihrem Manne nach Paris reiste, das Geleit. Das Vornehmthun gelingt dem Italiener sehr schlecht, er ist dazu viel zu lebhaft, neugierig und harmlos, und dann stehen alle Klassen der Gesellschaft, vom König bis zum Bettler mit geringer Müancirung auf demselben Niveau körperlicher und geistiger Ausbildung. — Dieselbe Unwissenheit, aber auch dieselbe Lebhaftigkeit des Geistes und Schönheit des Körpers findet sich etwa mit Ausnahme der Frauen in Neapel überall, und dürfte im Gegentheil an Wig und Auffassungsgabe das gemeine Volk den Reichen und Vornehmen noch überlegen sein. — Die vornehmen Herrschaften auf dem Schiffe hatten Bediente in reicher Livrée bei sich, die man aber schwerlich für solche gehalten hätte ohne die Livrée, so vertraulich ging man mit ihnen um. — Ein Berliner Gardelieutenant würde dies für sehr unanständig halten, in Italien ist aber der Bediente meistens der Vertraute seines Herrn, und das mit Recht, denn einer ist so gebildet wie der andere.

Die zweite Gruppe bestand aus Musikern und Mitgliedern der Oper in San Carlo zu Neapel, die um einen jungen Mann Circle bildeten, dem sie ihre Huldigung und ihr Lebewohl darzubringen schienen. — Dies ist Verdi, sagte unser deutscher Musiker, der seine Oper *Alfira*, die das San Carlo bei ihm bestellt hatte, hier dirigirte und nun nach seiner Vaterstadt Mailand zurückkehrt. — Der musikalische Tagesheld von ganz Italien sollte also mit uns die Reise machen. — Seine Opern *i Lombardi*, *Ernani* und *due Foscari* beherrschten seit mehreren Jahren die italienischen Bühnen und hatten Donizetti fast gänzlich verdrängt. Augenblicklich waren es die *due Foscari*, welche überall und an jedem Abend gegeben wurden; auch in Neapel, wo die andern Opern von Verdi verboten waren, und zwar mit solcher Strenge, daß in einem Concerte ein Chor aus den *Lombardi* aus dem Programm gestrichen wurde und untersagt blieb, sogar nach dem Anerbieten der Concertgeber, einen andern Text unterzulegen. — Dies Censurwesen in Neapel ist überhaupt die Blüthe dieses edlen Institutes für ganz Europa. Was in Mailand und Rom erlaubt, ist hier verboten. Als ich vor acht Jahren hier war, hatte man ein Ballet „*Taust*“ nach Goethe's Tragödie bearbeitet, auf San Carlo gegeben. Der Erzbischof von Neapel erfährt dies und eilt sofort zum König: „Sire! Staat und Religion sind in Gefahr, denn der Teufel spaziert über die Bühne! Man kann unmöglich dulden, daß das Heiligste so profanirt

Grenzboten, IV, 1846.

werde!" — Der König läßt das Stück verbieten, und die Censurcommission, welche aus sehr vornehmen Staatsbeamten zusammengesetzt ist, absetzen. — Barbaja, der Theaterdirector, will aber bei aller Rücksicht für das ewige Heil der Seelen doch auch sein zeitliches Heil nicht verlieren. Er fährt also zum König: „Sire, Ihre Censurcommission hat das Stück genehmigt, ich habe darauf 50,000 Ducati verwandt, die mir nach Recht und Billigkeit ersetzt werden müssen.“ — „50,000 Ducati zahlen?“ rief der König, „mein Lieber, geben Sie Ihr Stück so lange Sie wollen!“ Das Ballet ward wieder gegeben, die Censurcommission blieb aber abgesetzt. — Die Censur schien damals einen Anfsatz zu ungewohnter Kühnheit genommen zu haben. So hatte man nach langen Kämpfen den Wilhelm Tell von Rossini auf San Carlo zugelassen. — Es war großer Galaabend, als wir hingingen. Wahrlich ein glänzender Anblick, dieses Meer von Licht und Gold in den glänzendsten Toiletten und Uniformen der Welt. Auf der Bühne und im Theater vertheilt standen aber verdoppelte Posten der Schweizertruppen mit geladenen Flinten, um gleich bereit zu sein, wenn ihr Ahnherr auf der Bühne bei den lebhaften Italienern etwa einen zu großen Eindruck machen sollte. — Das Stück verschwand auch bald wieder vom Repertoire.

Auf unserm Schiffe war auch ein Haufen dieser elenden Söldner, deren Capitulation abgelaufen war, und die nun nach Hause geschickt wurden. — Wie stachen diese brutalen, von Wein und Ausschweifung ebenso sehr, als von der Mißgunst der Natur entstellten Gesichter gegen die edlen Formen der Italiener ab. — Ein deutscher Freund meinte, die Schweizer seien dem lieben Gott offenbar bei der Schöpfung schlecht gelungen, und deshalb habe er in übler Laune darüber sie nicht einmal ganz fertig gemacht. —

Es läutete zum dritten Male, man nahm Abschied, die Masse schickte sich auf eine sehr erfreuliche Weise, und endlich brausten wir fort, durch den Golf von Neapel, an dem mit Villa's bedeckten Posilipp vorbei nach Civitavecchia, Livorno und Genua hin.

O du gesegneter Golf, an dem die Menschheit seit Jahrtausenden nicht zur Arbeit, sondern zum Vergnügen zusammenkommt, an dem die Helden der Geschichte, müde ihres Treibens, sich niederließen ihres geretteten Theiles ungetrübter Menschlichkeit sich zu erfreuen, oder in entarteter Gier die Beute zu verzehren, ebenso unmenschlich in der Arbeit, wie im Genuße. — Welche Denkmäler des Genußes sind diese riesenhaften Trümmer der alten Landhäuser, Theater, Bäder ic., diese

heitern Häuser in Pompeji nur zur Freude eingerichtet, diese Malereien mit Darstellungen üppigster Lebenslust. — Und noch heute ertönt der weite Golf von Neapel von Jubel und Gesang. — Jeden Morgen hört Ihr Böller und Kanonen erschallen. „Was gibts?“ fragt Ihr den Marinaro: Oggi e festa a Resina oder Torre del Annunciata, oder anderswo, oder an drei, vier Orten zugleich: „Sempre festa!“ fügt er lachend hinzu. — Der gemeine Neapolitaner ist ein wahrer Virtuose des Genusses, er trinkt und singt bis zum frühen Morgen, welcher ihn ebenso heiter findet, als er am Abend war. Kein Kazenjammer, keine Ermüdung, kaum daß er einiger Stunden Schlafes in der Sonnenhitze auf einer steinernen Bank, einer Balustrade, oder ähnlichem Orte bedarf. — Ja hier kann man eine Ahnung davon bekommen, wie selig das Leben der Menschen sein könnte, wenn einstens Arbeit und Genuß zusammenfallen, und nicht mehr eins das andere aufhebt und tödtet. — Je complicirter die sociale Maschine, desto specieller wird die Arbeit der Menschen. Der ganze Mensch wird eingesetzt und eine Specialität dafür gewonnen, die ihren Werth verliert, sobald der Mensch aufhören will oder muß sein besonderes Rädchen an der großen Maschine zu drehen. — Was hilft der vom ewigen Hauen stark gewordene Arm dem Bergmann, sobald er nicht mehr Bergmann ist? Er hat für eine Stärke, die ihm nichts nütze ist, einen flecken Körper mit dem Keim des Todes eingetauscht. Erst wenn die Maschine an ihrer eigenen Ueberkünstelung zerbricht, wenn die Geschichte an den von ihr geschaffenen Gegensäzen und Hebeln zu Grunde geht, kann der ganze Mensch sowohl in Arbeit wie im Genuß zur Geltung kommen. Die angstvolle Aufgabe der geschichtlichen Völker, die bewußt oder unbewußt unser aller Brust bewegt, ist das Ausbilden, das Fortentwickeln der Gegensäze, darum Ahe du schöner Golf, mit deiner menschenfreundlichen Natur, möge es unsern Nachkommen vergönnt sein, mit ruhiger Seele sich an dir niederlassen zu können. „Aber,“ sagte mein Reisegefährte, dem ich diese Bemerkungen mitgetheilt hatte, „wie kann man arbeiten in der Ausbildung einer Sache, deren Unwerth man erkannt hat? Wie kann man etwas aufbauen, damit es zusammenfalle? — Was in der Geschichte gethan ist, das wurde es im guten Glauben an die Sache und ihren eignen Werth. — Jede Arbeit, die ohne diesen Glauben geschieht, muß eben sowohl für den Arbeitenden als für die Menschheit unfruchtbar bleiben.“ — „Es fällt mir auch nicht ein, mein Freund, mir oder Andern zuzumüthen, sich als Handlanger an die materielle Arbeit einer oder der andern Seite zu geben,

wer den Gegensatz und seine Auflösung erkannt hat, dessen natürlicher Trieb und Beruf ist, dies bekannt und klar zu machen. Angst und Hoffnung, Haß und Liebe entstehen sofort instincimäßig, widerstreitende und gemeinsame Interessen werden offenbar, trennen die Gegensätze und consolidiren jede Seite in sich. — In Deutschland befreien sich so immer nur einzelne theoretisch von den herrschenden Gegensätzen, dann freilich sehr gründlich, allein die Franzosen, überhaupt das heißere romanische Blut reagirt praktisch gegen die enge Specialität, in die das Leben den Einzelnen hineindrängt. — Der Deutsche ist im Allgemeinen der gewissenhafteste Arbeiter. Er dreht an den ihm zugewiesenen Rade, ohne sich umzusehen, weshalb man ihm seinen Beruf auf hundert Schritte ansehen kann. — Die romanischen Völker mit ihrer lebhafteren Menschennatur empören sich weit leichter gegen die unmenschliche Beschränkung des Lebens. — Die Deutschen lieben, ihnen deshalb den Vorwurf des Leichtsinns und der Frivolität zu machen, allein dafür machen die Franzosen die Geschichte und genießen das Leben, so gut es eben möglich ist. — Die Italiener haben dieselbe Natur, in noch höherem Grade, und wenn sie in neuerer Zeit keine Geschichte machten, so lag dies nur daran, weil das eigentliche Volk unter dem gesegneten Himmel nie zu dem Grade der Verzweiflung kommen kann, um sich für fremde Interessen zur Schlachtbank führen zu lassen.

Schon hatten wir den Golf von Bajä, die trümmervolle Freudenstätte des alten Römerreiches und das Cap Misenum hinter uns gelassen, schon begann der Abend zu dämmern, als die Glocke zum Mittagessen rief. — Wahrlich, wir saßen im glänzendsten Speisesaale der Welt, die untergehende Sonne, das in großen, ruhigen, tiefdunkeln Wogen sich ausbreitende Meer und darüber der ewigblaue Himmel, an dem nach und nach die Sterne sich entzündeten. „Wenn ich den Golf von Bajä betrachte,“ sagte mein Reisegefährte, „wird mir die große Wohlthat der Erfindung des Pulvers klar. — In meinen romantischen Jahren fluchte ich mit Ariost auf sie, als die Ursache des untergegangenen Ritterthums und der persönlichen Tapferkeit; allein heute belehren mich die Ruinen dieses Ufers eines Besseren. — Das glänzende Landhausleben der Römer war der Anfang ihres Untergangs. So lange die Stärke und Abhärtung des Körpers den Ausschlag des Kampfes bedingte, war die Epoche, wo ein Volk sich der Philosophie, den Künsten, dem Genusse zuwandte, das Signal für fremde Barbaren, über sie herzufallen. So unterlagen die Athenienser den rohen Fechtmeistern aus Sparta, so die Römer den Germanen. —

So lesen wir im Sismondi, daß die italienischen Städte zuletzt das Feld nicht mehr halten konnten gegen den Adel, als dieser anfang, in schwerem, eisernen Harnisch zu Pferde zu kämpfen. — Es gehörte dazu eine von Kindesbeinen an täglich fortgesetzte Uebung, und diese Lastträger-Kunst überwand die Städter, die ihre Zeit zu andern Dingen nöthig hatten. — Das Pulver hat die Bertheidigungsmittel statt in die Stärke des Körpers, in die Erfindungskraft des Geistes gelegt, und heut zu Tage geht kein Volk mehr unter, weil es der Cultur seines Geistes zu sehr obgelegen. — Wenn die alten Philosophen und Denker die Leichenrabben ihrer Völker waren, so sind die unseren die Sturmvögel der Kämpfe, in denen wir uns verjüngen und entwickeln. „Und doch,“ erwiderte ich, „muß jedes Volk zu Grunde gehen, da jede Persönlichkeit ihrem Begriffe nach endlich ist. — Wenn die alten Völker unterjocht oder geschlachtet wurden, so werden die modernen, geschichtlichen Völker sich auflösen und ineinander verschmelzen. Doch was sagst Du, Maria, zu unserer Sicherheit in der Civilisation? Du sitzt so sinnend mit gekreuzten Armen, und der Abendwind bewegt deine dunkeln Locken so geheimnißvoll, als wenn Geister dir die Weisheit des ewigen Meeres in die Ohren raunten.“ — „Mich kümmert die Geschichte sehr wenig,“ sagte sie mit herausforderndem Blicke, „und noch weniger der Grad, um den ihr cultivirter sein wollt, als die Alten. Nur so viel weiß ich, daß die Welt noch unendlich roh und langweilig ist, so daß es kaum der Mühe sich verlohnt, in ihr zu leben. — Was ist leben und genießen, wenn man nicht für sich und mit sich gänzlich frei und allein sein darf, so frei und so einsam, wie dort das Meer? — Seht die großen, ruhigen Wogen, immer gleich folgen sie aufeinander, wie der Pulsschlag eines mächtigen, in sich beruhigten Lebens. — Nur wer so schrankenlos sich selbst besitzt, der kann auch schrankenlos sich geben, das heißt lieben und leben.“ — „Aber um Gotteswillen,“ sagte Fernand, „wo sollte das hinaus? nur durch die Gemeinsamkeit der Menschen ist alles Große geschehen; wollten wir uns isoliren, würden wir zur Barbarei zurückkehren. — Dies Leben in der Geschichte ist unser Ersatz für die mangelnde Freiheit.“ — „Für Euch vielleicht,“ sagte sie, „für mich nicht. Willst Du mir im Ernste zumuthen, Interesse zu finden an dieser Geschichte, in der man nur als wildes Thier, als Betrüger oder beschränkter Enthusiast eine Rolle spielen kann, und niemals der Mensch in Betracht kommt? — Bringt mir sie her, eure Helden des Tages, und die Frau wird Euch sagen, ob ihre Natur eine gemeine oder edle sei, was menschlich, was

unmenschlich an dem Menschen ist. Aber freilich, auf solche Kleinigkeiten kommt es in Eurer Geschichte nicht an. So lange aber das nicht ist, seid Ihr Barbaren, und Eure Geschichte nicht werth, daß man sich darum bekümmere. — Daß man sich nur in der Masse, in der Gemeinschaftlichkeit fortbewegen kann, zeugt eben davon, daß der Einzelne für sich noch nichts ist. — Mir kommt es aber nur auf das einzelne Menschenantlig an, darin lese und begreife ich meine Geschichte. Ach, eine traurige Geschichte, besonders hier, wo der Himmel so menschlich milde, das Meer so menschlich ruhig und groß ist. Wie paßt zu diesen großen, in sich gefättigten und beruhigten Linien die Verzerrung jener Züge. — Seht das Gesicht jenes Kaufmanns, es hat nicht mehr oder nicht weniger Ausdruck wie eine Zahl, er hat zeitlebens gerechnet, nicht gelebt. — Dort der Marquis aus Neapel braucht seine Uniform nicht anzuziehen, er ist Soldat, der geht und steht auf Commando. Wie würde ihn eine Welt erschrecken, in der er aus eigener Bestimmung sich bewegen sollte, wo er nicht mehr befehlen wird! Der Schweizer ist schon gefährlicher, er hat die Augen des Raubthiers. In den nachsichtigen Momenten Eurer Civilisation, wo sie ihren Bestien die Freiheit gönnt, wird ihn die Geschichte vielleicht als Helden preisen. Mir ist ein Hund lieber als solch ein Mensch. — Den österreichischen Fürsten da, verräth ihn nicht sofort sein Cacadu-Gesicht? Man hat ihm einige Redensarten gelehrt und dann als Diplomaten ausgesandt. Grandville und andere französische Zeichner haben die Menschen am besten begriffen, indem sie ihnen Thierköpfe gaben, ihre Sachen sind von schlagender Wahrheit. — Ach, und wie schön ist das Angesicht des Menschen in seiner Reinheit!“

„Nun,“ sagte ich, „die Italiener sind doch schön genug? dies hier sind zwar meistens Fremde, aber in Neapel und Sorrent hast du doch oft genug die schöne Gestalt und die edlen griechischen Nasen der Landleute und Schiffer bewundert.“ — „Ja wohl,“ antwortete sie, „aber es ist zu wenig dahinter; man hat sie im Nu durchgesehen. Sie sind wie ein Buch, dessen Inhalt man aus der Vorrede, oder wie ein Schauspiel, dessen Entwicklung man im ersten Act erräth. Sie sind wie die schönen Frauen und Mädchen bei uns. Auch diese hat die Geschichte nicht so verzerrt wie unsere Männer, aber sie haben so wenig Inhalt wie die Italiener, weil ihnen die Freiheit denselben noch nicht gegeben hat — und weil es auch nirgend einen für sie gibt. — Erst müssen die Männer von der Geschichte emancipirt, von ihrer Sklavenarbeit, die stets etwas Anderes, als sie selbst bezweckt, befreit

sein, ehe es den Frauen besser gehen kann. — Welch ein gedankenlose Unsinns ist also die sogenannte Emancipation der Frauen, welche ihnen die barbarische Beschäftigung der Männer aufdrängen will, da doch grade ihre Aufgabe darin besteht, diese zuweilen an sich selbst zu erinnern, wenn die Geschichte sie sich ganz entfremdet hat.

Die Tafel war beendet und unterdessen es vollständig Nacht geworden. Der Mond bildete seine silberne Straße auf dem Meere, geheimnißvoll winkend nach der fernen Dämmerung am Horizont, welche unbekannt, selige Gefilde zu bergen schien. — Das Meer unter uns sprühte und knisterte, von den Rädern des Dampfschiffes aufgewühlt, und zuweilen huschten unter dem Gischte große Feuerkugeln daher, die uns plötzlich so lebend ansahen, als hätte das Meer ein menschliches Auge bekommen. — So standen wir lange über die Brüstung des Schiffes gelehnt, versunken in die Wunder der italienischen Sommernacht. — Nicht ferne von uns saß ein junger Mann in ziemlich gefährlicher Stellung auf der Lehne der Bank, der mit einer Hand die eiserne Zeltstange festhielt und weit sich vorbeugend in das Meer starrte. Der Mondschein fiel auf das schöne Menschen-Antlitz. Des Südens edle Linien hatten sich darin vereinigt. Ein üppiger Haarwuchs umgab die hohe Stirne, eine edle Nase, ein ernster selbstgewisser Mund, und dabei Augen groß und dunkel wie das Meer und umzogen von jenen geheimnißvoll schattigen Kreisen, die bei edlen Gesichtern die Weihe des Schmerzes, bei gemeinen das Brandmal erstorbener Lust bedeuten. — „Sieh', Maria,“ sagte ich, nach ihm hindeutend mit den Augen, „hier hast Du Deinen Wunsch erfüllt. Ein Meisterstück der Natur, ohne Verzerrung.“ — „Ja wohl,“ sagte sie, dies Gesicht ist schön und leidenschaftlich wie der Süden, mit einem Anflug nordischer Tiefe; aber seht ihr denn dem Mann nicht an, daß er zu den Privilegirtesten der Erde gehört. Es ist ja Verdi, der Componist, der gefeierte Maestro des Tages durch ganz Italien. — Seine eigenste Leidenschaft ist auch seine Arbeit, in der ihn Niemand hindert und beschränkt, er beherrscht mit ihr vielmehr das schönste Land der Erde, er beherrscht es mehr als die durch österreichische Bayonette mühsam erhaltenen Fürsten desselben. — Er hat weder die Censur des Staates, noch die weit schlimmere eines dummen und rohen Publicums zu fürchten, denn die Musik stellt nur die Stimmung, ich möchte sagen, das Landschaftliche des Menschen dar, und dies begreift nur derjenige, der ihrer fähig ist. Bei den Andern kann sie höchstens dunkle Ahnungen erwecken, ferne Alphornklänge,

die dem entarteten Söldling die längst verlorenen Herrlichkeiten der Heimath vorüberführen. Wollte man der Stimmung Worte und Thaten verleihen, der Landschaft ihre Staffage geben, wir würden bald den Enthiasmus in Haß und Empörung sich verwandeln sehen.“ — „Du scheinst also“, sagte Fernand, „auch eine Anhängerin der in Deutschland von der Kritik verpönten, vom Publicum aber nichts desto weniger sehr goutirten Musik der neueren Italiener zu sein?“ — „Ich bin“, antwortete sie, „nicht Kennerin genug, um mich als Anhängerin dieser oder jener Musik zu erklären, finde es aber freilich unbegreiflich, wie man sein Ohr den himmlischen Melodien von Bellini, Donizetti und Verdi verschließen kann. Es geht mir übrigens ganz eigen mit dieser Musik: So lange ich in Italien bin, wo der menschenfreundliche Himmel alle Pforten der Seele öffnet und jede Leidenschaft frei ausströmen mag, da langweilt es mich auf der Bühne immer dasselbe zu hören, was schon in der Luft liegt, was Meer, Himmel und Erde hier aussprechen, was Jeder im täglichen Leben sogar bei Handel und Wandel bethätigt, und ich fange an, mich nach nordischer Individualität zu sehnen. Allein zurückgekehrt zum Norden, und zwar zum deutschen Norden, wo Himmel und Erde, die Poren der Seele schließend, jeden auf sich zurückdrängen, wo die Menschen nur nach vorgeschriebenen Regeln denken, handeln und lieben, und was sie Signes für sich haben, in sich verschließen; wenn ich da einmal von italienischen Sängern, denn die Deutschen vermögen mit sehr seltenen Ausnahmen diese Musik nicht zu singen, jene glühenden Arien höre, dann jauchzt mein ganzes Wesen, wie ein Gefangener, der auf schnellem Rosse seinem dunklen Kerker entflieht. — „Du sprichst“, sagte Fernand, „einmal von nordischer Individualität und das andere Mal klagst du darüber, daß dort Alles nach vorgeschriebenen Regeln geschehe, das ist doch offenbar ein Widerspruch, über den so ohne Weiteres hinüberzuhüpfen ich dir nicht erlauben kann.“ — „Wozu wären denn die Männer da,“ antwortete sie, „wenn sie die Beobachtungen, welche die Frauen vermöge ihrer feineren Fühlfäden überall machen, nicht mit Hilfe ihrer Wissenschaft und Logik zu begründen wüßten.“ — „Nun mein Freund,“ sagte sie zu mir sich wendend, ich hoffe, du wirst mich nicht sitzen lassen und diesem Ungläubigen beweisen, daß ich recht habe; was mich betrifft, ich bedarf eurer Beweise nicht; meine Nerven, Augen und Ohren sind mir stärkere Zeugen, als eure Wissenschaft.“ — „Diese Zeugen,“ sagte ich, „fangen erst in neuerer Zeit wieder an, etwas Credit zu bekommen. Seitdem Sokrates sie so verdächtigt hat, daß er behauptete, sie seien nur Schattenbilder des Wirklichen, ist's ih-

nen sehr übel ergangen, und jedem blinden Visionair ward mehr geglaubt, als dem nüchternsten Beobachter. — Doch zurück zu unserm Widerspruch, den ich gleich als nur scheinbar annehme, gewohnt, wie ich bin, deine Beobachtungen, Maria, als Drakel anzunehmen. — Ich halte also die Deutschen, insbesondere die des Nordens, für weit individueller als alle andern Nationen, und weit entfernt, dies für einen Mangel zu halten, sehe ich vielmehr darin zur Zeit ihren einzigen Vorzug vor den Franzosen und Engländern. — Die Natur ist zu reich, als daß nicht jede ihrer Schöpfungen verschieden sein sollte von der andern, je unorganischer, lebensloser diese werden, je mehr gleichen sie sich, und die größte Verschiedenheit findet sich in der Spitze der Natur, im einzelnen Menschen. Je reicher also die einzelne Menschennatur, desto verschiedener ist auch sie von der andern. Solchen Naturen widerstrebt es aber, sich unter ein gemeinsames Gesetz zu stellen, welches den Individualitäten die Spitze abbricht, daher kommt es denn auch, daß die Deutschen in der Geschichte nur zu der Zeit bedeutend waren, als jede Faust souverain war. Der Staat hat aber bei ihnen nie zu der Concentrirung gelangen können, wie in Frankreich und England, und wird es auch niemals, mögen die Liberalen auch noch so viel von der Einheit Deutschlands reden. Die eigentliche Wirksamkeit und Bedeutung eines solchen Volkes kann erst dann hervortreten, wenn es der Concentrirung in eine große Staatsgewalt zur Sicherstellung des Einzelnen nicht mehr bedarf. Bei den romanischen Völkern ist die Herrschaft eines allgemeinen auch außerhalb des Staates gewöhnlich und leicht. Religion, Philosophie, Dichtkunst, Musik zc. sind für alle in denselben Formen gültig, die großen Männer in den verschiedenen Zweigen beherrschen meistens das ganze Volk. Bei den Deutschen hingegen kommt höchstens einmal ein Goethe und Schiller zu einigermaßen allgemeiner Anerkennung, sonst hat jedes Land, oft jede Stadt ihre Besonderheit in allen diesen Dingen. Vor der Hand drückt diese Besonderheit sehr auf der Entwicklung des deutschen Charakters, weil die socialen Verhältnisse, der rohe Kampf um das tägliche Brod, die demoralisirende, alle höhern Geistesfähigkeiten abstumpfende Concurrenz die freie Entwicklung des Einzelnen nicht gestatten. Unter solchen Umständen ist die Concentration in eine große, mächtige Staatsgewalt das einzige Mittel, dem Volke Selbstbewußtsein, und den Schein eines höhern Lebens zu geben, freilich in der Form der Entäußerung vom einzelnen Individuum. Dieser Mangel und eine dem germanischen Charakter angeborene Zaghastigkeit machen es, daß der Deutsche

bei reicherer Individualität, nicht so frei hervorzutreten wagt und sein Wesen geltend zu machen, wie die romanischen Völker, besonders Franzosen und Engländer, — denn bei letztern, die ein Mischlingsvolk sind, hat das germanische Element nur dazu gedient, dem romanischen mehr Zähigkeit zu geben. Am kühnsten ist daher der Deutsche auf der Studirstube, wenn ihn keine Außenwelt stört. Hier erntet er die Vortheile seiner Zerrissenheit, weil kein allgemein anerkanntes Gesetz ihn fesselt und in unwillkürlichen Banden hält. Deshalb ist Deutschland das Vaterland der kühnsten Denker und wird es, wenn auch in ferner Zukunft, das der freiesten, weit individuellsten und verschiedensten Menschen sein. Du hast daher ganz recht, Maria, in Italien den Mangel innern Reichthums, in Deutschland den des Selbstvertrauens und der Selbstständigkeit empfunden, denn sogar der politisch so sehr geknechtete Italiener steht doch im Leben auf weit festern Füßen wie der Deutsche. Dank seinem romanischen Blute.“ — „Du hast vergessen“, sagte Fernand, „daß Deutschland nicht allein die größten Denker, sondern noch weit mehr die größten Musiker producirt. Und es ist auch natürlich, daß die reiche Natur des Germanen, trotz aller Unterdrückung, zuerst in der Empfindung sich bekundet. Wenn die sehr sinnlich, aber auch sehr einseitig ausgedrückte Leidenschaft in der Musik der neuern Italiener und nach der weichtlichen Sentimentalität Weber's, Spohr's und dieser Schule als ein wahres Labsal erscheint, so hat doch Meyerbeer wieder die Suprematie der Deutschen gerettet durch die Hugenotten, in denen die neuere italienische Musik als Element aufgenommen ist, und die Leidenschaft vom bloßen Naturlaute, zur höchsten Kraftäußerung reich gegliederter Organisationen veredelt wird. — Unser Gespräch ward unterbrochen durch wohlbekannte Melodien, welche unten in der Kajüte Jemand auf dem Claviere vortrug. Es war die Hauptmotive aus den *due Foscari*, eine Oper, die bei gleichem Melodienreichthum, wie Donizetti, schon die Charaktere mehr zu scheiden beginnt, als es die bloße Verschiedenheit der Stimmelage thut. Der alte Foscari ist eine der glänzendsten Baritonpartien, die ich kenne, und das Herz erbebte einem vor Lust und Schmerz, wenn Coletti in *San Carlo* in mächtigen, silberreinen Tönen die Klagen des alten Dogen um den gemordeten Sohn und die ihm vom Haupt geriffene Krone dahinbrausen ließ.

Wir gingen herunter in die Kajüte und hörten dem Spiele Verdi's zu. Auf unsere Bitten trug er noch einiges aus *Ernani* und den *Lombardi* vor, die wir sonst nicht zu hören bekommen konnten,

weil in Italien die unangenehme Sitte herrscht, durch's ganze Land hin in derselben Saison ein und dieselbe Oper fortwährend zu geben. Die Sänger und Sängerinnen müssen gegen die umfrigen ein sehr bequemes Leben haben. — Ich glaube Verdi verdankt einen Theil seines Ruhmes den meistens der italienischen Geschichte entnommenen Texten. — Niemand ist politisch erregbarer, als die besitzenden Klassen in Italien, besonders die Lombarden. — Sie sehen, ganz verschieden von den gutmüthigen Neapolitanern, finster und gefährlich aus. — Sogar der Adel lebt meistens für sich, verschmähet es, Dienste zu nehmen, und hält sich jeden Deutschen so fern wie möglich vom Leibe, daher es für Letztern in gesellschaftlicher Beziehung nichts weniger wie angenehm in Mailand sein soll. In Neapel erklärte ich einem Advocaten, ich sei ein prussiano, und die prussiani hätten 7 Jahre lang Krieg mit den Oesterreichern geführt und ihnen bedeutende Länder abgenommen, worauf er ganz gerührt und erfreut mir die Hand drückte und zutraulich zu werden anfing. — Verdi's Melodien gingen an mir voruber wie eine lange Klage Italiens, ich sah die Brüder Bandiera sterben, hörte die Opfer seufzen in der Engelsburg und auf dem Spielberg, und es war nicht mehr der alte Foscarei, dem die Glocke, welche die Ernennung seines Nachfolgers verkündete, zur Sterbeglocke wurde, sondern Italien selbst, welchem der Purpurmantel von den Schultern fiel. — Leider verstand Verdi weder Deutsch noch Französisch, und wir wusten zu wenig Italienisch, als daß die Conversation sich weiter, als über das Durftigste hinaus hätte ausdehnen können. —

„Mich,“ sagte Maria auf meine Frage, wie ihr das Spiel gefallen, „hat am meisten sein schönes Gesicht gefesselt, obschon es auch nicht mehr ganz rein ist, wie der krampfhaft geschlossene Mund mir bezeugt. — Der hat manchen impertinenten Impressario schmeicheln, manche Dummheit, manche Gemeinheit belächeln müssen, bis er endlich frei geworden ist. Aber solche Gefangenschaft läst doch immer ihre Spuren zurück. — Am andern Morgen kamen wir nach Civitavecchia. Bekanntlich darf Niemand an's Land, bis Polizei, Sanitäts- und Zollbehörden das Schiff und seine Papiere gehörig visitirt haben. Ein eleganter junger Mann, wie es schien der erste der Beamten, der Cavaliere titulirt wurde, sah nicht sobald Verdi, als er auf ihn lossturzte, ihn umschlang, als wollte er ihn erdrücken, herzte, küsste und mit ihm forteilte. — Wie muß der Mann, dachte ich, erst bei seiner Geliebten sein; — wahrlich die italienische Musik übertreibt nicht. —

Gesegnetes Volk mit solchem Himmel, und so lebhaften Gefühlen, du kannst nicht unglücklich werden. —

Unterdessen hatten sich mehrere Barken mit Herren und Damen um das Schiff versammelt, welches noch Niemand betreten durfte, um den gefeierten Verdi zu sehen, der bald darauf von seinen Freunden nach der Stadt geführt wurde. — Später fuhr auch ich dahin mit einem Pariser Architekten und einigen Schweizer Soldaten, die unter ihren Capoten Krüge verborgen hielten, in denen sie Wein in das Schiff schmuggeln wollten, welches ihnen verboten war. Der wohlfeile italienische Wein ist der einzige Gott dieser widrigen Race, und vor den Thoren Neapels kann man sie täglich massenweise umhertaukeln sehn. Der höchst sobre Italiener, der zwar viel trinkt, aber nie zuviel, und eine große Verachtung für den ebriaco hat, sieht darum mit Entsetzen herab auf diese Vereiningung des Schweines und Bluthundes in Menschenleibern. Wir knüpften ein Gespräch mit ihnen an, und suchten ihnen auch das Unwürdige ihres Dienstes vorzustellen, allein dies rührte sie nicht im Geringsten, sie klagten nur über schlechten Sold und schlechte Behandlung, besonders auf dem Schiffe würden sie von dem italienischen Capitain maltrairt, unter dessen Befehl sie bis Genua ständen, was ich dem Italiener gar nicht verdenken kann. — Der Pariser würdigte sowohl hier, wie auf der ganzen Fahrt weder Schweizer noch Italiener eines Wortes, er begriff sie in derselben namenlosen Verachtung. Ich fand überhaupt, außer den Engländern, die gar nicht urtheilen, die Franzosen überall am ungerechtesten gegen die ihnen blutsverwandten Italiener. Dem Menschen ist nichts verhafter, als eine verwandte Natur, in der die Fehler, welche auch er in der Anlage mit bekommen hat, zu größerer Ausbildung gekommen sind.

In der kleinen Stadt fiel mir als merkwürdig nur die Schönheit der Bauern auf, denen ihre nach Art der homerischen Helden umschienten Beine ein sehr reiztes Ansehen gaben. — Gegen Abend schiffte sich Alles wieder ein. — Das Schiff brauste fort durch das bezauberte Meer, die Sterne entzündeten sich über unserm Diner, Verdi phantastirte nachher wieder Italien und seine Klagen vor uns vorüber und die Schweizer brüllten bei ihrem geschmuggelten Wein. — Zu diesen war ein Sergeant der päpstlichen Schweizer aus Bologna gestoßen, der auf Werbung nach der Schweiz ging. Er erzählte mir, er habe vor Kurzem einen jungen Cölner angeworben, dessen Namen

ich wieder vergessen habe, einen süperben Burschen, wie er sagte; er selbst war ein Darmstädter. Ich erkundigte mich nach den letzten Gefechten mit den Insurgenten der Legationen. — In der Hauptaffaire hatten die Schweizer 100 Gefangene gemacht; „zehn,“ sagte er, „schossen wir gleich nieder; vierzig wurden in Bologna in der Nacht von der dortigen Commission abgemacht, der Rest nach Rom transportirt. — Ja, ja, da wird ein kurzer Proceß gemacht. Das Otternezüchte,“ sagte er, mein Entsetzen bemerkend, „verdient es nicht besser.“ — Hinter uns erhob sich Lärmen. Ein betrunkenener Schweizer-Unteroffizier bramarbassirte gegen den italienischen Küchenjungen, der, listig und gewandt wie eine Katze, ihm allerhand in den Weg legte, daß er stolpern mußte, ihm Zöpfe anhing und andern Schabernack spielte, zum großen Jubel der Matrosen. Endlich erschien der Dekonom des Schiffes, der mit der befehlshaberischen Miene eines Generals dem Sergeanten mit strenger Strafe drohte, wenn er sich nicht zur Ruhe verfüge, und dem Küchenjungen es als seiner unwürdig verwies, sich mit einem solchen Menschen abzugeben.

In Livorno ward Verdi noch mehr fetirt wie in Civitavecchia und im Triumph abgeholt und zurückgebracht. Mehrere sehr elegante junge Leute begleiteten ihn sogar bis Genua. Unter ihnen war der Fürst Poniatowsky, der erste musikalische Dilettant Italiens, der selbst eine Oper geschrieben und mit seiner Familie in Lucca aufgeführt hat. Unser Abendconcert ward dadurch sehr glänzend, denn Verdi spielte und Pontatowsky sang, und zwar mit der ganzen Vollendung italienischer Schule. In Deutschland nimmt meines Wissens die jeunesse dorée nirgend einen solchen Antheil an Kunst und Künstlern, höchstens an Künstlerinnen, aus Motiven, die der Kunst sehr fremd sind. Diese Einheit des Italieners, dies Verschmelzen von Kunst und Leben, von Genuß und Arbeit ist sein Hauptreiz, besonders für uns Deutsche, die wir aus unserer Zerrissenheit und Zerklüftung uns gar nicht wiederzufinden vermögen, und wo ein Mann der Arbeit, und selbst der Kunst, und ein Mann des Lebens sich so unähnlich sehen, als wenn sie verschiedenen Racen und Jahrhunderten angehörten.

In Mailand sah ich Verdi zum letzten Mal unter einem glänzenden Kreise junger Leute, er selbst der schönste von allen, was in dieser Stadt, ausgezeichnet durch die Schönheit und Eleganz ihrer Männer, sehr viel sagen will.

Ein halbes Jahr darauf saßen wir drei Reisegefährten an einem Winterabende im kalten Deutschland wieder zusammen. — Fernand hatte die Zeitung in der Hand und trug hier und da einmal mit gleichgültiger Stimme etwas daraus vor. Auf einmal stockte er, sein Blick starrte auf eine Stelle und endlich las er langsam und bewegt: „Der jugendliche, talentvolle Componist Verdi ist in Bologna gestorben.“ — Wie Schade um die schöne Menschenblüthe!